

Nr. 102. Bromberg, den 3. Mai 1930.

Die Wandlung.

Roman von **Hans-Joachim Flechtner.**

(13. Fortsetzung.)

Als er eintrat, sah Inge höchst verwundert auf, wenn sie ja auch von Werner wußte, daß Kurt hier im Betriebe tätig war.

„Du, Kurt?“ rief sie, und eine feine Röte zog über ihr Gesicht.

„Ja, guten Tag, Inge“, er streckte ihr die Hand hin, „ich soll dich in unseren Betrieb einführen“, — er spürte plötzlich den Stolz in diesen Worten. „Wir werden also eine Zeitlang zusammenarbeiten.“

Inge antwortete nicht. Sie hatte sich diese Begegnung doch einfacher vorgestellt. Sie dachte an Werner und dachte an jenen Abend in der Berliner Weinstube, und ein recht unbehagliches Gefühl beschlich sie. Zu deutlich zeigte ihr Kurt, wie es noch immer um ihn bestellt war, und sie fand nicht gleich die Form, die, ohne zu verletzen, Abstand hielt.

Aber Kurt merkte ihre Befangenheit nicht. Er war zu sehr in der Wiedersehensfreude und überstürzte sie mit einer Fülle von Fragen, daß sie für Augenblicke völlig verwirrt auf ihn sah und über die Veränderung staunte, die inzwischen mit ihm vorgegangen war.

Nach einer Pause fragte sie ihn nach seinen Erfolgen in der Suche nach der Millionenerbschaft. Aber Kurt lachte nur.

„Einer dieser Erfolge ist es ja, daß ich jetzt hier bin. Weiter weiß ich allerdings noch nichts. Hier muß ich mir meinen Weg scheinbar selbst suchen. Wenn die wildeste Arbeit erst wieder vorbei ist und man etwas verschnaufen kann, dann werde ich einmal versuchen, weiter zu forschen, aber vorläufig habe ich meinen Kopf von anderen Dingen voll.“

Dann besprachen sie die Gestaltung ihrer künftigen Zusammenarbeit. Kurt wollte ihr, soweit er Zugang zu den statistischen Aufstellungen hatte, in jeder Weise behilflich sein, und sie verabredeten den nächsten Montag als Anfangstag.

Nachdem Inge gegangen war, saß Kurt nachdenklich an seinem Arbeitstisch. Er wunderte sich selbst, wie er Inge so lange hatte vergessen können. Sie erschien ihm jetzt wieder so hübsch und begehrenswert, daß ein frohes Gefühl ihn erfüllte. Das war doch ein Ziel, das zu erkämpfen sich lohnte! Und auch er mußte jetzt zurückdenken an jenen Abend, wo sie zusammen gewesen waren, und an den Vorschlag, den er damals für sich erwogen hatte.

Hätte er doch die Millionen! Jetzt vor sie hintreten können, wirtschaftliche Macht in der Hand, und dann mit ihr gemeinsam das große Werk aufbauen — das wäre nicht nur Ehe, das wäre etwas Neues, Höheres.

Wo lag nur der Schlüssel? Bisher war alles so gut gegangen. Er mußte doch wirklich wieder einmal Werner besuchen, den er so unverzeihlich vernachlässigt hatte, und mußte für die geheimnisvolle Erbschaft mit ihm wieder einen Schlachtplan entwerfen.

Gedacht, getan! Gegen Abend fragte er bei Werner im Institut nach, aber man teilte ihm mit, Herr Breuning hätte für heute Urlaub genommen. Das war unangenehm. Kurts neu erwachter Eifer duldete jedoch keine Unterbrechung und Verzögerung. Das Ziel stand zu deutlich vor ihm, und er fürchtete, es könnte wieder zerrinnen, wenn er nicht schnell zugriff.

Am nächsten Abend hatte er mehr Glück. Er kam gerade, als Werner das Institut verlassen wollte, und sie schritten nach so langer Zeit wieder einmal wie früher nebeneinander her.

Kurt spürte nicht die starke Verlegenheit Werners. Er schilderte dem Freunde offenherzig seine Überlegungen und Sorgen und bat ihn um Hilfe.

Aber Werner, der sonst immer irgendeinen Rat zur Hand hatte, versagte diesmal völlig. Auch er wüßte keinen Ausweg aus der Schwierigkeit, er wäre im Augenblick auch zu belastet und bäte den Freund, auf seine Hilfe zu verzichten. Im Institut hätte er gerade eine neue große Arbeit vor, die seine Zeit jetzt völlig in Anspruch nähme — und ziemlich unvermittelt, mit allen Zeichen der Unruhe, verabschiedete er sich — da er noch eine Verabredung habe . . .

Kurt merkte endlich, was los war. Er lachte auf und drückte dem Freunde die Hand.

„Das hättest du doch gleich sagen sollen“, meinte er fröhlich und aus dem Gefühl tiefen Verstehens heraus. „Also viel Vergnügen bei deiner Verabredung!“

Werner antwortete nicht, versuchte nur ein etwas gequältes Lächeln.

Kurt ließen die Gedanken, während er nach Hause ging, nicht mehr los. Immer wieder wälzte er alle Möglichkeiten und erwog die verschiedensten Probleme, ohne doch einen Schritt weiter zu kommen. Endlich entschloß er sich und fragte bei dem Justizrat, ob er ihn einen Augenblick sprechen könne.

„Ich komme in der Testamentsangelegenheit meines Onkels nicht weiter“, begann er, als er vor ihm saß. „Ich bin irgendwie festgefahren. Daß der Weg, den ich ging, richtig war, beweist ja meine Anstellung in den Görblerwerken. Können Sie mir helfen? Mein Freund Werner sitzt auch fest — es wäre doch wirklich schade, wenn die Geschichte jetzt mitten im schönsten Verlaufe aufhören sollte.“

„Es tut mir aufrichtig leid, aber ich kann Ihnen wirklich nicht helfen“, bedauerte der Justizrat. „Sie müssen schon weiter versuchen, junger Freund, hier selber vorwärtszukommen. Ich weiß nichts Näheres — und selbst wenn ich es wüßte, dürfte ich Ihnen nichts sagen.“

Die neuerwachten Hoffnungen Kurts schwanden schnell. Zu dunkel war der Weg, der vor ihm lag, und er zergrübelte vergeblich sein Denken, um einen Ausweg zu finden. Seine dienstliche Arbeit litt naturgemäß stark unter dieser neuen Beanspruchung seiner Interessen, und auch der Generaldirektor wurde aufmerksam und verfolgte die neue Entwicklung mit Unwillen. Noch schob er es auf die Zusammenarbeit Kurts mit dieser Studentin, und eines Tages

ließ er ihm kurzerhand mitteilen, daß Fräulein Landolt von jetzt an einer anderen Abteilung zur Einführung überwiesen sei.

Damit war für die Leitung der Fall erledigt — nur wollten sich die erwarteten Erfolge nicht zeigen. Denn jetzt, wo die tägliche Zusammenarbeit mit Inge aufgehört hatte, wurde Kurts Sehnsucht so groß, daß er nur noch verwirrter und unaufmerksamer seine Arbeiten erledigte, immer erfüllt von dem Gedanken, wie finde ich den Weg? —

An einem Sonntagabend war Inges Wunsch in Erfüllung gegangen: Professor Werbing hatte ihr durch Werner eine Einladung zu einem seiner musikalischen Abende zukommen lassen. Sie war mit Werner zusammen hingegangen, und er hatte sie mit dem verehrten Lehrer bekannt gemacht.

Inge hatte sich mit Professor Werbing sofort ausgezeichnet verstanden. Jetzt herrschte weihevolle Stille, das Streichquartett spielte soeben den dritten Satz aus dem großen A-Moll-Quartett von Beethoven: „Dank eines Genesenen an die Gottheit."

Inge war ganz in sich zusammengesunken und hatte die Augen geschlossen. Sie merkte nicht, daß sie der Zielpunkt dreier Augenpaare war.

Professor Werbing, der ihr zur Rechten saß, warf immer wieder einen Blick auf sie, als würde er durch ihre frische Jugend irritiert. Dann riß er sich zusammen und gab sich der Musik hin, aber der Eindruck blieb nicht haften; Gedanken, Erinnerungen tauchten auf, verwoben sich mit den Klängen und führten ihn in eine Welt — weit fort von der augenblicklichen Stunde.

Werner ließ die Augen nicht von dem Gesicht seiner Braut, als studierte er jeden ihrer Züge bis zur restlosen Aufnahme. Er freute sich, wie tief sie die Musik empfand — und er malte es sich aus, wie sie später in ihrem Heim den Abend mit musikalischen Genüssen erfüllen würden.

Wenn er abends von angestrengter Arbeit nach Hause kam, dann sollte sie ihn frisch und erholt empfangen. Arbeiten durfte sie nicht. Hausarbeit machte häßlich — andere Arbeit brauchte sie nicht zu übernehmen, denn er verdiente bald genug, um sie beide ausgiebig ernähren zu können. Professor Werbing hatte in dieser Richtung schon Andeutungen fallen lassen. Wahrscheinlich würde man ihm, sozusagen als Hochzeitsgeschenk, für seine letzte große Arbeit über die Physiologie der Ernährung eine Professur geben.

Und seine Gedanken glitten ab zu einer großen Arbeit, die der Vollendung entgegenging. Glitten zurück zu jener Zeit, da er erstmalig begonnen hatte, auf den Versuchen und Arbeiten Geheimrat Anderhalmens weiterzubauen. — Eine weite Strecke lag zwischen jenem Ausgangspunkt und seiner heutigen Arbeit — viel Mühe und umwälzende Entdeckungen. So konnte er hoffen, den berechtigten Lohn bald zu empfangen.

Aber noch ein dritter war ganz in den Anblick Inges versunken: Ludwig Gerhorst.

Niemand achtete auf ihn, ein jeder war zu sehr mit sich selbst oder mit der Musik beschäftigt. Er saß weit vorgebeugt, seine Augen hatten einen weltabgewandten Ausdruck, als sähe er eine Vision, seine Hände hatte er um die Knie verkrampft, der ganze Körper war in höchster Spannung.

So saß er regungslos, als wäre er plötzlich erstarrt. In ihm war ein einziges großes Brausen, das alle Gedanken und Überlegungen fortschwemmte, sein Herz war erfüllt von gewaltigen Klängen, in die die Reinheit Beethovenscher Akkorde nur wie aus weiter Ferne in harmonischem Zusammenklange drang.

Der Satz war zu Ende. Nach kurzer Pause noch der schöne Schlußsatz — dann ein tiefes Aufatmen. Die Körper lockerten sich in ihrer starren Lage, Inge richtete sich auf und sah plötzlich mit leichtem Erschrecken in das Gesicht Gerhorsts.

Unwillkürlich hob sie wie in leichter Abwehr die Hand — und vor dieser Bewegung schrak der Mann zusammen. Er fuhr hoch, sah sich einen Augenblick verstört um und errötete.

Dann trat er mit einem Ruck an den Flügel und, ohne auf die mißbilligenden Blicke der anderen zu achten, schlug seine Hand einen leichten Akkord an. Die Töne hingen im Raume, verklangen leise, waren verschwunden, als wären sie nur für Augenblicke aus einer anderen Welt herübergeklungen. Da, wieder der Akkord. Wieder das schwebende Klingen und Verklingen — wieder die ahnungserfüllte Stille.

Professor Werbing warf Werner einen lächelnden Blick zu.

„Ihr Fräulein Braut scheint Gerhorst inspiriert zu haben", flüsterte er leise.

Werner blickte auf Inge, die mit sonderbarem Ausdruck auf den Spieler starrte. Er berührte sie leicht.

„Was ist?" fragte sie etwas unwillig und unwillkürlich ziemlich laut.

Gerhorst fuhr jäh auf.

Die Linke fuhr tosend über die Tasten, ein rasender, aufschnellender Lauf ertönte, und dann brach ein Unwetter los, wie sie es hier noch nicht erlebt hatten. Als hätten die Kämpfe der Titanen mit den Göttern neues Leben erhalten, so jagten die schroffen, aufgellenden Themen gegeneinander.

Alle Verzweiflung seines Lebens entlud sich hier in wildem Ausbruch — und aus dem Chaos formte sich vor den erstaunten Hörern allmählich ein erster Sonatensatz von gewaltigen Dimensionen. Kampf, Fluch allem Glück, rasende, zerrüttende Verzweiflung und in all dem Düsteren nur hin und wieder ein kleiner Lichtblick, eine stille Hoffnung, die aber vom Dunkel schnell wieder erdrückt wurde.

Grell und jäh, wie der Satz begonnen, endete er. Mit lautem Krach flog der Deckel des Flügels zu — und ehe die aufschreckenden Hörer es recht begriffen, war Ludwig Gerhorst bereits verschwunden.

Werner beklagte sich über das Gebaren des jungen Künstlers. „Erst stört er den Nachklang des herrlichen Beethovenwerks, und dann führt er sich hier auf wie ein Irrsinniger."

Inge schüttelte den Kopf.

„Das, was er spielte, war fabelhaft."

„Natürlich war es gut," sagte Werner, „aber das gibt ihm noch nicht die Berechtigung, sich so zu benehmen."

Professor Werbing winkte beruhigend mit der Hand.

„Lassen Sie, lieber Freund. Das war alles so plötzlich in ihm aufgesprungen — dazu ist er schließlich Künstler, daß er vom Dämon gepackt und herumgeschleudert wird. Wir wollen uns dadurch nicht weiter stören lassen."

Aber die rechte Stimmung wollte nicht wieder aufkommen. Man saß noch eine halbe Stunde zusammen, dann brachen Inge und Werner auf, und auch die anderen verabschiedeten sich bald.

Inge war auf dem Heimweg sehr still, und Werner gab die Versuche, sie zu einer Unterhaltung zu bewegen, bald auf. Etwas mißgestimmt trennte er sich von ihr vor ihrer Wohnung und ging langsam nach Hause.

Und bald hatte die frohe Laune wieder Oberhand bei ihm. Er hatte es ja doch so gut. In der Arbeit bedeutende Erfolge, in Leben das Herrlichste, was es gab, einen Menschen, der zu ihm hielt — und in bester Stimmung stieg er die Treppe zu seinem Zimmer empor.

*

Drei Tage später erzählte Professor Werbing im Institut lachend, daß Ludwig Gerhorst bei ihm gewesen und sich wegen seines Benehmens entschuldigt hätte. Außerdem wäre er noch mit der merkwürdigen Bitte erschienen, ob es möglich sei, ihm für die nächsten Wochen etwas zu essen ins Haus zu schicken, da er aus nicht näher bestimmten Gründen sein Zimmer für einige Zeit nicht verlassen könne.

„Zuerst war ich etwas erstaunt über dieses Verlangen," fuhr der Gelehrte fort, „dann aber sah ich mir den jungen Menschen genauer an und spürte eine solche Inbrunst und Kraft in dieser Bitte, daß ich mich bereit erklärte, während dieser Zeit für ihn sorgen zu lassen. Der Dank war bei aller Herzlichkeit etwas abwesend. Es ist wirklich ein Kreuz mit solchen jungen Künstlern. Man ist da vor den verblüffendsten Überraschungen nie sicher."

„Ich hätte die Bitte auch nicht bewilligt", sagte Werner. „Nicht genug, daß der Jüngling bei Ihnen einen Freitisch bekommt, verlangt er jetzt auch noch das Essen ins Haus gebracht — das geht denn doch etwas zu weit!"

Professor Werbing lachte nur.

„Ich habe eben an dem Jungen einen Narren gefressen", meinte er begütigend.

Dann vertieften sie sich wieder in ihre Arbeiten. — —

(Fortsetzung folgt)

Die schwarze Minute.

Skizze von Hans Lostar.

Die Nacht geht dumpfig schwer. Regen stäubt hernieder. Zwischen hohen Kaimauern schiebt sich das Wasser wie ein zäher, dunkler Brei. Der Hafen ist von fahlen Gazestreifen verhängt, die von den gelben Lichtbällen der Bogenlampen wie von blanken Messingnägeln gehalten werden.

Aus einem Lagerschuppen, in dessen Nähe ein Indienfahrer festgemacht hat, dringt eigentümliches Geräusch: dumpfes, ruckhaftes Aufbrüllen, hohl im Klang wie aus einer Tonne, keckerndes Kläffen im Falsett, dazwischen spitzschrillendes, pfeifendes Kreischen — eine Lautfülle aus einer Welt rätselträchtiger, golemhafter Organismen.

Im Innern des Schuppens, der nur dürftig beleuchtet ist, lastet eine eigentümlich durchdringende Atmosphäre. An einem der Kastenkäfige, die wie mächtige Holzwürfel an den Wänden aufgereiht stehen, hantiert die Schattengestalt eines Mannes. Seine Bewegungen haben die Ruhe des Gewohnheitsmäßigen. Zuweilen brummt er vor sich hin, wenn die seltsamen Stimmen zu neuem Lärm ansetzen oder das schlurfende Geräusch eines massigen Körpers die Gitterstäbe leise aufklirren läßt.

Plötzlich strömt ein kühler Luftzug durch die geöffnete Tür. Ein Hafenwächter tritt ein. Unter der regenübersprühten Schirmmütze lächelt ein junges Gesicht. — Er habe von dem Tiertransport gehört. Eine solche Gelegenheit dürfe man doch nicht verpassen. Ob es erlaubt sei. Er wolle sich ganz ruhig verhalten.

Der Wärter nickt. Eigentlich sei das gegen seine Vorschriften. Aber man könne ja einmal ein Auge zudrücken.

Von den Fragen des anderen aufgemuntert beginnt er allmählich zu erzählen, langsam und schwerfällig, vom Tierfang und seinen Gefahren, dem Übermaß von Strapazen und Ausdauer, das erforderlich ist, ein seltenes Exemplar wohlbehalten nach Europa zu schaffen.

Der andere lauscht eindringlich. Seine lebhaften Augen wandern von dem Wärter nach den Gittern, hinter denen ab und zu ein zottiger Arm mit einer schwarzen, langfingrigen Hand ins Leere greift.

Der Wärter lächelt, als er die Begeisterung des jungen Menschen sieht. So war man auch mal in dem Alter! Gedankenvoll schiebt er die Faust in die Tasche, zögert, überfliegt den Fremden mit prüfendem Blick.

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun, junger Mann?“ Wieder zögert er. „Es ist zwar nicht gestattet, aber mir ist höllisch flau im Magen, und ich hätte auch gern ein paar Züge aus meiner Pfeife getan — wollen Sie mich für eine Viertelstunde vertreten?“

Der Hafenbeamte läßt ihn kaum aussprechen. Aber selbstverständlich, mit dem größten Vergnügen. Für ihn als Laien sei es ja ungeheuer interessant, die Tiere ungestört in aller Ruhe betrachten zu können.

„Aber gehen Sie nicht zu dicht an die Gitter!“ warnt der Wärter bereits im Hinausgehen. „In der kurzen Zeit der Gefangenschaft sind die Tiere noch unberechenbar.“ Dann schließt sich holpernd die Tür. Der Zurückgebliebene schlendert langsam dem nächstliegenden Käfig zu. Seine Lippen wölbt leichter Spott, der die übertriebene Ängstlichkeit des Wärters belächelt. Was ihm hier wohl geschehen soll! Die Käfige sind aus dicken Holzplanken gefügt, an denen jede Kraftprobe nutzlos abgleiten muß.

Den Körper vorgeneigt lugt er neugierig durch die eisernen Stäbe. In einer Ecke, eng aneinander gedrängt, kauern zwei dunkelbemähnte Körper. Vier Phosphorpunkte glimmen aus dem Dunkel. In dem angrenzenden Käfig ein buntnasiger Drill. Zorngepeitscht rüttelt er an den Eisenstangen, fletscht geifernd das gelbe Gebiß. Als er des Fremden ansichtig wird, duckt er sich feige zurück.

Der Hafenbeamte schreitet weiter, die endlose Reihe entlang. Äugt in dämmrige Käfigschächte, sieht im Schlaf zusammengeballte Glieder. Köpfe mit fliehender Stirn und schwarzen, zerknüllten Gummigesichtern, an denen silbergraue Bartsträhnen kleben — wie Götterbilder tiefstehender Eingeborener.

Immerhin eine etwas ungewöhnliche Versammlung, in die ich da geraten bin, denkt er in einem Anfluge verfälschten Humors, denn der beizende Tierdunst, der seine Brust wie ein Gewicht belastet, hat etwas Quälendes. Ungestüm überfällt ihn Sehnsucht nach ein paar Atemzügen frischer Regenluft. Die Knöpfe des faltigen Mantels springen auf. Der Raum erscheint ihm auf einmal wie ein unterirdisches Verließ, in dem schwärzliche Schattenklumpen molluskenhaft brüten.

Lachen springt spontan von seinen Lippen, lautes, hallendes Lachen. Aus dem Klang der eigenen Stimme strömt Sicherheit in ihn zurück. Alles Unbehagen scheint ausgelöscht. Gleichwohl bleibt ein nervöser Rest in seinem Blute, wie das Gift eines winzigen Insekts, das seinen Stachel ins Fleisch gebohrt hat.

Leise vor sich hinpfeifend nähert er sich dem Ende des Ganges, wo sich ein Käfig von auffallend großem Ausmaß schemenhaft aus dem Dämmer herausschält. Auf leisen Sohlen pirscht der Hafenbeamte sich heran. Die Möglichkeit, eine besondere Sehenswürdigkeit aufgespürt zu haben, elektrisiert ihn. Aller Wille liegt jetzt im Blicke seiner Augen. Er sucht sich hinein zu graben und versinkt dennoch haltlos in dem schwärzlichen, undurchdringlichen Morast von Dunkelheit, der diese Käfighöhle vor fremden Blicken verriegelt.

Während er noch mißmutig überlegt, dringen eigentümliche Rülpslaute an sein Ohr. Bleiche Furcht ringelt sich für Sekunden an ihm empor. Doch mannhaft drängt er diese Aufwallung zurück. Seine Hand berührt den Kontakt der elektrischen Wachlaterne auf der Brust. —

Eine Flut grellweißen Lichtes stürzt vor, reißt alles Verborgene widerstandslos in den Katarakt seiner Hüllenlosigkeit.

Der Mann mit dem weißen Gesicht steht in lähmender Erstarrung, den Blick auf das gewaltige schwarze Gesicht jenes anderen Mannes geheftet, der von dem Zauberstabe des Lichtes geblendet in gleicher Erstarrung verharrt. Noch schwimmen wolkige Traurigkeiten in den schlafverhangenen Augen. Der runde, flachgestirnte Kopf mit den eingestülpten Nasenlöchern, dem ausladenden Unterkiefer, den ein rotzottiger Bartvorhang von dem wulstig geschwollenen Kopfe trennt, steckt bösartig in massigen Schultern.

Plötzlich erhebt sich der Riese wie ein Mensch der Urzeit. In schaukelnder Bewegung schlingern die muskulösen Arme. Die großen, schwimmenden Sammetaugen — Spiegel eines dämmernden Hirns — richten ihren Blick auf den lebendigen Schatten, dessen Brust das aufreizende Strahlenauge panzert.

So vergeht eine Minute, schwarz und schwer, mit Sekunden, die wie Pechtropfen fallen. Eine Minute, die eine schwanke Brücke schlägt zwischen zwei Schöpfungsstufen über Jahrtausende hinweg. Das Grauen vor dem körperhaften Rätsel des anderen hängt in der Luft.

Da wirft der Orang jäh die knotigen, rothaarigen Arme empor. Ein unartikulierter Knurrlaut entringt sich seinen Lippen. Ungeheuer reckt sich der schwere Urwaldkörper nach vorne.

Der Mann vor dem Käfig duckt sich wie vor einer Stichflamme. In sinnlosem Entsetzen dreht er zur Flucht. Sekundenschnell. Doch da spürt er einen Widerstand im Rücken. Eine fremde Gewalt hält ihn, unlöslich, wie mit stählernen Klammern. Gurgelnd stürzt er vornüber. Das Glas der Blendlaterne splittert. Schwer schlägt sein Kopf auf die Steinfliesen . . .

Als der Wärter nach einiger Zeit zurückkehrte, fand er den Hafenbeamten betäubt und in einer Blutlache vor dem Käfige des Orang-Utan. Der Rückengurt des Mantels hing herausgefetzt an einer Eisenstrebe des Käfigs, in der er sich verfangen hatte.

Die Geschichte eines genialen Defraudanten.

Heute wie seit jeher bestand für Verbrecher die Notwendigkeit, sich der Verfolgung nicht nur durch Flucht, sondern auch durch Unkenntlichmachung zu entziehen. Mannigfaltig waren zu allen Zeiten die dazu gewählten Masken und Verkleidungen. Das vorige Jahrhundert der Barttracht machte es den flüchtenden Verbrechern leicht: ein falscher Bart fiel nicht auf. Heute fällt ein Bart mehr auf als ein glattrasiertes Gesicht. Neue Methoden der Maskierung sind notwendig geworden. Es gibt zahlreiche berühmte Vorbilder von Verbrechermaskierungen. Einer der berühmte-

sten Fälle dieser Art sei hier wiedererzählt. Seine Aufdeckung erfolgte erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit.

Im Jahre 1900 ereignete sich in Budapest ein Diebstahl, der damals die ganze Welt in Aufregung versetzte. Eine dortige Großbank besaß einen Angestellten, der das allgemeine Vertrauen seiner Vorgesetzten genoß und sich in seiner langjährigen Tätigkeit noch nie die kleinste Verfehlung hatte zuschulden kommen lassen. Dieser untadelige Angestellte, das Muster eines treuen Beamten, hieß Kesemethy und war damals 40 Jahre alt. Eines Tages galt es den Betrag von einer halben Million Kronen zur Post zu bringen. Ein ergrauter Bote, der das sonst besorgte, war krank und man trug daher keine Bedenken, Kesemethy mit dieser Mission zu betrauen. Wie immer üblich wurden ihm zwei Beamte zur Begleitung mitgegeben, um vor Überfällen, wie sie damals öfters vorkamen, geschützt zu sein. Die drei Personen bestiegen die Straßenbahn. Sie waren lustig und guter Dinge. Während der Fahrt machte Kesemethy seine Begleiter auf ein schönes Mädchen aufmerksam. Während sich die Begleiter dem Mädchen zuwandten und ihm Kußhände zuwarfen, sprang Kesemethy blitzschnell von der Straßenbahn ab und war, noch ehe die entsetzten Begleiter einer Bewegung fähig waren, verschwunden. Er blieb es von diesem Moment an, also vom Jahre 1900 bis vor kurzer Zeit.

Der gesamte Polizeiapparat von Europa suchte jahrelang vergeblich nach diesem Manne. Man ließ nichts unversucht, man schickte Steckbriefe in die entferntesten Winkel der Welt, man setzte hohe Belohnungen aus, man hetzte die besten Detektive Europas auf seine Spur, man tat alles, was nur die geringste Aussicht hatte, Licht in dieses geheimnisvolle Verschwinden zu bringen. Monatelang wurden alle ins Ausland fahrenden Züge aufs genaueste kontrolliert und ebenso alle europäischen Häfen. Es war aber alles vergebens. Der Defraudant war und blieb verschwunden.

Vor einigen Monaten schrieb nun Kesemethy in einer sentimentalen Anwandlung an einen alten Budapester Freund einen Brief, in welchem er mitteilte, daß es ihm nach manchen Kreuz- und Querfahrten gelungen sei, sich in Argentinien niederzulassen. Dort habe er es zu Wohlstand und Ansehen gebracht. Er hege nun den Wunsch, vor seinem Tode sein Vaterland wiederzusehen. Die strafbare Handlung war inzwischen verjährt.

Das Interesse der Budapester Polizei an diesem Falle war, trotzdem es nur noch theoretischer Natur sein konnte, doch noch so groß, daß sie sich mit dem langgesuchten Defraudanten in Verbindung setzte und ihn bat, ausführlich zu schildern, wie es ihm gelungen sei, jahrelang so vollständig unauffindbar und unerkennbar zu bleiben.

Mit Hilfe von kosmetischen Mitteln und Kunstgriffen kann man sich, wie man weiß, verblüffend maskieren und unkenntlich machen. Man denke an die hochentwickelte Maskenkunst einiger Schauspieler. Eine Maske allein aber genügt für ein scharfes Auge nicht. Man kann einen Menschen am Gang, an der Stimme und in gewissem Sinne sogar von rückwärts erkennen.

Auf diese Erfahrungen hat Kesemethy seinen Plan aufgebaut. Nach seinem Sprung von der Straßenbahn hat er sich in einem leeren Pferdestall mit Hilfe einer Perücke und eines falschen Bartes notdürftig maskiert und die Zeit bis zum Abend in einem kleinen Restaurant in der Vorstadt zugebracht. Im Schutze der Dunkelheit gelang es ihm dann, bei einer Familie Unterkunft zu finden. Er blieb nun dort mehr als ein halbes Jahr, ohne sein Zimmer zu verlassen. Dieses halbe Jahr verbrachte er mit einer sonderbaren Beschäftigung: mit Essen. Er unterwarf sich einer drakonischen Mastkur, vermied jede unnütze Bewegung und zwang sich, zu essen, zu essen und noch einmal zu essen. Nach seiner Aussage hat er während dieser Zeit sein Gewicht verdreifacht. Sein Gang, seine Haltung, der Gesichtsausdruck und seine Stimme verrieten in nichts mehr den Bankangestellten, der gesucht wurde. Es war nunmehr nicht schwer, mit Hilfe eines falschen Passes über die Grenze zu entkommen. Den auffallend dicken, schwerfälligen, asthmatischen Menschen als den gesuchten Defraudanten anzusprechen, konnte man nicht einmal Sherlock Holmes zumuten.

Ein argentinischer Kriminalist ergänzt diesen Bericht durch die Feststellung, daß man es in diesem Falle mit einem außergewöhnlichen Menschen zu tun habe. Dieser Defraudant mußte nicht nur, um auf diese Weise seine Spur zu verwischen, über viel Zeit, Energie, eiserne Nerven und außergewöhnliche Widerstandskraft verfügen, sondern auch über eine ganz besondere Eigenschaft, die man nur ganz selten bei großen Verbrechern findet, eine Art „Sich-selbst-Auslöschungsvermögen". Erst diese Kunst, sich selbst vollständig in eine bestimmte Rolle hineindenken zu können, gibt dann die nötige Sicherheit, allen Fährnissen mit einer gewissen Überlegenheit zu begegnen.

A. Rether.



Bunte Chronik



* **Die Erforschung der Kalahari-Wüste.** Die größte und am besten ausgerüstete Expedition, die jemals die Kalahari betreten hat, ist von Johannesburg ausgesandt worden, um die Geheimnisse dieser Wüste zu ergründen. Sie besteht aus sechzehn Männern der Wissenschaft, die unter der Leitung der bekannten Afrikaforscher Arthur S. Vernay und Herbert Lang stehen. Während die meisten Expeditionen dieser Art sich auf die Erforschung der westlichen Randgebiete beschränken, soll diese Expedition versuchen, bis in die Zentralgebiete der Kalahari vorzudringen. Mit der Erforschungsarbeit sollen auch topographische Aufnahmen verbunden werden, die auf der über Gaberones, Kuke, Ganodimo, Ghandzi, Maun, durch das Ngamiland nach dem Mbabe Flats führenden Route vorgenommen werden sollen. Besonders die letztgenannten Gebiete, in denen die todbringende Tsetse-Fliege vorherrscht, sind so gut wie unerforscht. Bei glatter Abwicklung des in Aussicht genommenen Programms will die Expedition auch zu der Makarikari-Salzpfanne vordringen, um diese zu untersuchen. Auf Grund der sorgfältig gesammelten Berichte über diese Gebiete hofft man in ihnen neue Arten der nahezu ausgestorbenen Giraffe anzutreffen, ferner auch Exemplare der Burchells-Zebra, der nächsten Verwandten des jetzt ausgestorbenen Quwaggas, sowie mehrere Arten von seltenen Vögeln. Das Unternehmen ist von dem Transvaal-Museum, dem Britischen Museum und dem Field Museum in Chicago gemeinsam ausgerüstet und zusammengestellt worden.

* **Zu den Weißen Elefanten kommen Sie nur im Frack!** Die Weißen Elefanten von Siam! Für den Durchschnittseuropäer umgibt noch immer ein geheimnisvoller Zauber diese Tiere, von denen einst Seefahrer erzählten, sie fräßen aus goldenen Krippen. Ganz so poetisch ist die Sache mit den mehr grauen als weißen Dickhäutern freilich nicht mehr, aber den Siamesen sind die Elefanten bis heute noch der Inbegriff alles Heiligen geblieben. Deshalb traten manchem dieser Asiaten Tränen der Wehmut in die Augen, als den ungläubigen Europäern die Tore zu den Ställen der Weißen Elefanten geöffnet und die heiligen Dickhäuter profanen Augen ausgesetzt wurden. Schließlich aber war mit Rücksicht auf den einträglichen Fremdenverkehr nichts daran zu ändern. Kürzlich aber empörte sich die öffentliche Meinung des Landes. Besaßen doch die fremden Eindringlinge die Stirn, die Ställe der heiligen Elefanten in dem Anzug zu besuchen, in welchem man in heutigen demokratischen Zeiten sowohl zu einem vergnügten Herrenabend als auch zu einer Parlamentssitzung oder zu einer Flottenkonferenz geht, nämlich im ganz gewöhnlichen Straßenanzug. Freilich, auch gelegentlich einer Vorstellung bei Seiner Majestät König Prajadhipok hatte ein Weißer sich im Sakko präsentiert. Aber eine Taktlosigkeit, über die ein Potentat mit Stillschweigen hinweg geht, darf den Weißen Elefanten gegenüber noch längst nicht geduldet werden. Kein Wunder, wenn die heiligen Tiere sich ärgerten und unter schlechter Verdauung litten. Rasches Handeln von seiten der Behörde tat hier not. So wurde denn kürzlich die Verordnung erlassen, jeder Weiße, der den heiligen Elefanten in ihrem Stall seine Reverenz machen wolle, habe in Frack und weißer Binde zu erscheinen, jede europäische Dame in Abendtoilette.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.